Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

177 (1.8.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 175

Visual Library

Nr. 175. **Karlsruhe, Sonntag, den 1. August** **1897.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Arbeitskraft. (29)

Roman von Doris Freiin v. Spättgen.

(Nachdruck verboten.)

Mit einem Ausdrucke innerer Befriedigung nickte er vor sich hin. So hatte er die schöne, stolze Cousine doch verkannt! Indem er anfänglich geglaubt, sie strebe mit der unseligen Leidenschaft für Wenkhard im Herzen — par dépit, oder aus Ehrgeiz danach, die Herrin von Rostersheim zu werden, bezeigte sie jetzt offen, daß sie sich viel egoistischer und schlechter gegeben, als es ihr wahrer Charakter war. Gerührt und dankbar ergriff er Ria's Hand und sagte bewegt:

„Nun erst kann ich mich meines Glückes freuen! Ich danke, danke Ihnen. Das Bekenntnis meiner Schuld lag stets wie ein Alp auf meiner Brust."

Ohne daß beide es bemerkten, war Tassilo schon seit mehreren Minuten im Rahmen der Thüre erschienen und blickte mit listigem Schelmenlächeln auf das Paar. War das wirklich die stolze, prüde Ria, die dort vom Sitze emporsprang und beide Arme um des Vetters Nacken legte?

„Jobst — o Sie blinder, furchtsamer Mensch!" rief sie jubelnd.

„Bravo! Eine Verlobung! Das Brautpaar soll leben — hoch!" rief Tassilo beglückt in dem irrigen Wahne, Jobst über die schwierige Situation schnell hinwegzuhelfen.

Im selben Moment aber fuhr dieser, wie von einem Blitzstrahle getroffen, jäh zurück, wobei aschfahle Bläße seine männlichen Züge bedeckte. Dabei machte ein Krampf ihm jedes Sprechen zur Unmöglichkeit; denn hinter Tassilo tauchte ein Antlitz auf, welches dem Seinen an Bläße nichts nachgab. Die Augen voll Entsetzen starrte Ruth nach Jobst und der Schwester hinüber.

Nach des Sohnes lautem Ruf waren auch Graf und Gräfin Brandenfels hereingekommen. Aus des alten Herrn Zügen schien jetzt jede Spur von Müdigkeit verwischt. Freude und Spannung ruhten auf ihren Gesichtern.

Allein mit Gedankenschnelle hatte sich Graf Rheinsberg Ria's Umschlingung entzogen und zu seiner stattlichen Höhe aufgerichtet maß er diese mit fast an Verachtung streifenden Blicken.

Man gewahrte deutlich, wie er mit Aufgebot aller seiner Kräfte sich zu sammeln bemühte. Endlich trat er entschlossen vor den alten Grafen hin und stammelte, die traurigen Augen fest auf die noch immer totenbleiche Ruth geheftet, verwirrt:

„Ich meine — fürchte, verehrter Onkel, daß hier ein fatales Mißverständnis obwaltet und ich Ihnen Aufklärung — Rechenschaft schuldig bin!"

„Mißverständnis — wieso? Das, was unsere Augen soeben wahrgenommen, war doch nicht mißzuverstehen! Sie müßten sonst die glückliche Einfalt und Harmlosigkeit eines Kindes besitzen, bester Jobst!" erwiderte lachend und noch völlig ahnungslos der Graf. „Genieren Sie sich etwa vor uns, die heiligsten Gefühle des Herzens an den Tag zu bringen? Wollen Sie abstreiten, sich soeben mit Ria verlobt zu haben, mon cher?"

Mit ohnmächtigem Grimme sah Jobst jetzt in der Genannten selbstbewußtes, trotziges Gesicht. Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Eingefangen! Das intriguante Mädchen hatte ihn eingefangen! Wie ein Narr war er in die ihm schlau gestellte Falle hineingetappt. Entsetzliche Idee! Sollte er sich ohne jeden Widerspruch, ohne Kampf die Fesseln schmieden, sein Kleinod, das holde Kind, welches dort mit verstörten Zügen an der Thüre lehnte, auf solch' hinterlistige Weise rauben lassen?

Nimmermehr! Was fragte er jetzt nach Ria's Achtung und Vertrauen, was nach den Gefühlen des eitlen, kaltherzigen Geschöpfes, das ihm mit geschicktem Wurf die Schlinge um den Hals gelegt? So wahr er Jobst Rheinsberg hieß, sie sollte, durfte nicht triumphieren.

„Doch, verehrter Onkel, es waltet dennoch ein peinlicher Irrtum hier, dessen Opfer Cousine Ria und ich selbst geworden sind", sagte jetzt mit fester, schneidender Stimme Graf Jobst.

Er hatte seine volle Fassung wiedergewonnen und legte eine scharfe Betonung auf jedes Wort.

„Allein das Nähere so öffentlich zu erörtern, widerspricht meinem Gefühl. Mein Wort als Ehrenmann wird Ihnen genügen, daß ich mir keines Vergehens gegen Ehre und Pflicht bewußt bin. Morgen früh, unter vier Augen, sollen Sie, verehrter Onkel, Aufklärung erhalten über diesen traurigen Vorfall, den ich selbst tief bedauere!"

Einen schnellen, doch vielsagenden Blick warf er nur nach Ruth hinüber, dann verneigte er sich und verließ das Gemach. Tassilo, heftig beunruhigt, folgte dem Vetter auf dem Fuße.

Doch kaum war die Portière hinter den beiden Männergestalten zusammengefallen, als Gräfin Brandenfels einen lauten Schrei ausstieß, und mit einer Geberde des Schreckens vorwärts stürzte.

Regungslos, die Arme wie leblos am Körper niederhängend, lehnte Ria noch immer am Fauteuil; aber woran das Mutterauge voll Entsetzen hing, war ein heller Blutstrom, der sich von der Tochter bleichen Lippen herunter bis zum Saume des lichten Kleides ergoß.

„Ria — o himmlische Barmherzigkeit, was ist Dir — was ist geschehen!? — schrie die Gräfin schluchzend.

Alles blieb totenstill. Nur leise, wie eine vom Sturme gebrochene Blume, deren Wurzel jäh vom Boden gerissen, war die schlanke Gestalt besinnungslos zur Erde hinabgeglitten.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ein geschlossener Glaswagen rollte in die kalte, sternhelle Winternacht hinaus. Die Insassen waren Jobst und Tassilo.

Graf und Gräfin Brandenfels, sowie auch Ruth, kehrten nicht zurück, weil Ria's Zustand die Eltern mit großer Besorgnis

erfüllte und an eine Ueberführung der Tochter nach Alt-Steine fürs Erste nicht zu denken war.

Doktor Holthaus, den man sofort zu Rate gezogen, hatte die Kranke gründlich und sorgfältig untersucht. Er erklärte, daß etwas Fieber vorhanden, sprach sich jedoch nicht näher über den Zustand aus. Die Komtesse müsse unbedingt und aufs Strengste vor jeder Aufregung behütet werden und wäre daher die allergrößte Ruhe anzuempfehlen, lautete der den ängstlich Harrenden gegebene Bescheid. Dann war der Arzt mit der Versicherung, den nächsten Tag bei Zeiten wiederzukommen, gegangen.

Von Mutter und Lorle sorgsam zu Bett gebracht, verharrte Ria scheinbar in stummer Apathie. Die peinlichen Erinnerungen an jene Scene im Billardzimmer schien durch des jungen Mädchens plötzliche Erkrankung zunächst in den Hintergrund gedrängt. Niemand wagte, Näheres darüber zu erörtern.

Gräfin Brandenfels blieb stundenlang am Lager der Tochter und erst nachdem diese durch ein angewandtes Opiat in festen Schlummer gefallen, eilte sie wieder hinunter, um sich gegen die Ihrigen das bedrückte Herz zu erleichtern und alle mutmaßlichen Veranlassungen zu Rias Erkrankung durchzusprechen. Jetzt auch fragten sich die Eltern, was wohl zwischen ihr und Jobst vorgefallen sein mochte. Konnten heftige Aufregungen und Gemütsbewegungen allein schon einen Blutsturz zu Tage fördern? Oder lag vielleicht der Keim eines Lungenleidens schon längst in ihrer Brust?

Lorle, wie immer, liebevoll und teilnehmend, gedachte jetzt nicht des ihr selbst durch die Schwester zugefügten Herzeleids. Nach Kräften tröstete sie Vater und Mutter und meinte, daß Ria ein baldiger Aufenthalt im Süden gut thun würde.

Der junge Hausherr, dem dieser Auftritt unbehaglich geworden zu sein schien, hatte sich unbemerkt zurückgezogen. Von Ruth wurde überhaupt keine Notiz genommen. Man behandelte das junge Mädchen noch als halbes Kind, dessen Ansichten und Meinung niemals in Betracht kamen.

Im Erker von Lorles reizendem, matt erhellten Boudoir stand sie, das bleiche Gesichtchen mit den von vergossenen Thränen geröteten Augen an die Fensterscheiben gedrückt und schaute dem davonrollenden Wagen nach.

Was war zwischen Jobst und Ria vorgefallen — dachte auch sie! — — —

„Mein lieber, armer Jobst, ich ahnte ja nicht, daß es so ganz anders um Dich steht! Niemals hätte ich sonst gewagt, diese unzarte Bemerkung zu machen", sagte Tassilo im Tone schmerzlichen Bedauerns, während er an des Vetters Seite nach dem väterlichen Gute zurück fuhr. „Jetzt, wo Du mir alles erklärt und Dein Herz erleichtert hast, fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Eigentlich begreife ich nicht, wie wir so blind sein konnten, Deine Neigung zu Ruth nicht längst wahrgenommen zu haben."

„O, ich hielt Blicke und Worte auch gebührend im Zaume, Lolo, was mir, weiß Gott, oft recht schwer fiel", entgegnete ernst der Graf. „Allein, da mir Deiner Eltern Wünsche hinsichtlich Ria's ebensowenig verborgen blieben und nebenbei Ruth's große Jugend in Betracht kam, so wurde ich wirklich in die peinlichste Verlegenheit versetzt. Ganz besonders der heutige Auftritt bringt mich in ein falsches Licht, so daß ich dem Momente, wo ich dem Onkel ein volles Bekenntnis ablegen darf, mit Ungeduld entgegensehe."

„Und Du glaubst, Papa wird mit dem Tausche zufrieden sein?" Auf einen Lieblingswunsch Verzicht zu leisten, fällt wohl jedem sauer!" warf Tassilo seufzend ein.

„Allerdings ist der Zeitpunkt schlecht gewählt, um die jüngere Tochter zu werben, wo die ältere durch anscheinend mein Verschulden erkrankt ist," tönte es in auffallender Bitterkeit zur Antwort. „Aber vertrauen wir auf Gott, mein guter Lolo! Ohne Kampf kein Sieg!"

Der Angeredete seufzte abermals schmerzlich und sagte zögernd:

„Ja, ja, es geht nicht immer, wie man hofft und wünscht. Am heiligen Abend hatte auch ich eine ziemlich scharfe Auseinandersetzung mit dem Vater."

„Was — Du? Zu meiner Freude bemerkte ich doch stets, daß zwischen Euch ein selten gutes Einverständnis herrscht", versetzte Jobst teilnehmend.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Vogesen-Wanderung.*)

Von J. A. Marquier.

(Nachdruck verboten.)

V.

Inzwischen war ich bis nahe an das Ende des Waldecker Weihers gelangt, und traf hier ein überaus einladendes lauschiges Plätzchen dank dem V. C., der den Wanderer hierauf aufmerksam machte, und durch fest in die Erde angebrachte Tische und Bänke zum Ausruhen einlud. Wohl Mancher hat hier schon unter dem Schatten der Buchen gerastet. Das ganz nahe Ufer des Weihers ist mit üppigem Farrenkraut umsäumt, an dem Waldrande blüht die rötlich violette Erika in reichem Flore, — auf dem Weiher schaukelt die träumerische weiße Seerose, und gerade hier gegenüber ruht das stille Dörfchen Waldeck, auf dessen mäßig steil ansteigendem Hügel die Ruine

Waldeck

lagert, von der nur noch wenige Trümmer und ein in Buckelwerk aufgeführter Turm vorhanden sind.

Es ist ein überaus liebliches, idyllisches Bild, kein Laut stört die Ruhe, ein wolkenloser blauer Himmel spiegelt sich in dem klaren Wasser des Weihers, ein Bild, wie von Ruysdael gemalt, wie alle Werke dieses Meisters, der ihnen mit größtem Fleiße die minutiöse Feinheit verlieh. Ich habe lange an dieser Stelle geweilt und mir dieses Bild in tiefster Seele aufbewahrt — die Sonne schickte sich schon an, hinter den waldbedeckten Bergen unterzutauchen, als ich den Weg nach Bannstein antrat, um in einer großen Kehr das Dörfchen Waldeck zu erreichen, und von da in wenigen Minuten auf der Ruine mich zu befinden. Die Aussicht ist beschränkt, aber sehr lieblich.

Die Burg gehörte den Herren von Kirkel, sie war eine Ganerbenburg, die im Jahre 1316 die Gebrüder Johann und Konrad Kirkel besaßen. Sie ist vor dem XIII. Jahrhundert kaum erbaut worden. Johann von Kirkel war mit Elisabetha von Lichtenberg vermählt, welches Geschlecht damals schon reich begütert und hochangesehen war, und welches im Laufe der folgenden Jahrhunderte zum reichsten und mächtigsten Dynastengeschlechte des Elsaßes gedieh. Das Geschlecht von Kirkel starb schon 1387 aus, und ging die Burg auf die Pfalzgrafen über, sie war ein Reichslehen.

Im Jahre 1399 giebt Pfalzgraf Hermann II. von Zweibrücken solche dem Johann von Lichtenberg zum Pfande. 1680 wurde sie von Marschall de la Force gründlich zerstört, und mit ihr noch manche der Nachbarschaft. Es scheint, daß der Herr Marschall ein tüchtiger Mauernbrecher war, sonst ist von ihm nichts weiter zu berichten, und auch über die ferneren Schicksale der Burg schweigt die Geschichte.

Dagegen hat sich folgende Sage erhalten:

Ein Ritter von Waldeck war mit einer sehr schönen Frau verheiratet, deren körperlicher Liebreiz sein Herz gefangen nahm. Nach kurzer Zeit des Ehebündnisses zeigte sich aber, wie wenig ihre Schönheit zu den seelischen und geistigen Eigenschaften der Dame stimmten. Sie war nicht allein launenhaft, putzsüchtig' ungebildet, im Umgange herrisch und selbstsüchtig, verschwenderisch und eifersüchtig, sondern auch in hohem Grade herzlos und bösartig, und machte kein Hehl daraus, daß sie ihre Hand ihrem Ehegemahl nur wegen seines ansehnlichen Besitztums gereicht, um dieses mit ihrem eigenen eingebrachten Gute zu vermehren. Jeder Gelegenheit, anderen eine Freude zu bereiten, ging sie sorgsamst aus dem Wege, und hatte ihre größte Freude daran, andern ihr Glück zu zerstören. Jeden Tag bereitete sie ihrem Gemahl die ärgerlichsten Auftritte und die häßlichsten Scenen, die ihn um so mehr empörten, als er ein feinfühlender, weichgestimmter und gefühlvoll veranlagter Mann war.

Er hatte in seinem Hause weder Freude noch Friede, und mied daher solches, so oft er konnte, um einsam durch Feld und Wald zu streifen, und still und verschwiegen sein Eheunglück in trauriger Brust zu bejammern.

Auf seinen Streifzügen traf er auch ein sehr schönes blondes Landmädchen, eine reizende Elsäßerin, die mit ihren sanften blauen Augen ihm das Leid seines Herzens ablas. Er wurde nach und nach mit ihr bekannt, und ihre äußere Erscheinung entschleierte ihm auch ein durchaus sanftes mitfühlendes Herz, — Mitleid, die sie seinen Leiden entgegenbrachte, ein inniges Verständnis dafür, führte bald zu einem tieferen beglückenden Gefühl der Liebe, das sein häusliches Unglück ihm erträglich machte. Je öfter er sie auf den Feldern ihres Vaters antraf, desto mehr fühlte er sich an ihre Schönheit und mit dieser übereinstimmend, an ihr sanftes, anmutvolles Betragen und an ihr mitfühlendes Herz angezogen, und sie ersetzte ihm die Mängel seines ehelichen Lebens. — Wahrlich am meisten ist der Mann zu beklagen, dem sein eheliches Heim zur Qual ist!

Die sehr eifersüchtige Gemahlin erhielt von dem traulichen Verhältnis Kenntnis und jagte oftmals zu Pferde den Spuren ihres Gemahls und seinen einsamen Wanderungen nach. Eines

*) In Nr. 170, S. 671, Zeile 16 von unten muß es nicht heißen Bäume, sondern „Bänne".

Tages überraschte sie beide bei ihrem Beisammensein, jagte in rasender Hast und wütendster Eifersucht auf sie zu, ergriff das Mädchen und zerrte es an einen tiefen Abgrund, der mit Wasser und Morast angefüllt war, um solches dort hinabzustürzen. — In seiner Todesangst klammerte sich das Mädchen mit aller Macht an sie an, und sie mit dem Mädchen und Pferde stürzten in den Abgrund. Ein Felsstück geriet durch das Ringen und Toben des Pferdes in Bewegung, löste sich ab, stürzte auf sie hernieder und begrub darunter die Ringenden mit dem Pferde. Ueberrascht, händeringend sah der Gemahl dem Vorgange zu, der sich in so rasender Geschwindigkeit vor seinen Augen abspielte, daß er wie gelähmt demselben zusah, ohne irgend welche Hilfe leisten zu können.

In wenigen Sekunden war er seiner bösen Ehehälfte los — aber mit ihr verlor er gleichzeitig das Liebste der Erde, das sein trauriges Los verständnisinnig mit ihm teilte und ihn gerade um so schmerzlicher vermissen lies, was er in seiner Ehe nicht fand, ein sanftes mitfühlendes Herz.

Wie er sein vereinsamtes Leben weiter führte, verschweigt uns die Sage. —

Des Mondes Sichel und die Sterne erglänzten am blauen Firmamente, als ich die Station Bannstein und den letzten Zug nach Niederbronn erreichte. —

Der folgende Tag führte mich über Reichshofen-Fröschweiler nach Wörth an der Sauer, — auf das Schlachtfeld vom 6. August 1870. — Es war ein heißer Sommertag, wie damals, als die Erde von Kampfeswut und Kanonendonner erdröhnte. Es liegt außer dem Rahmen dieses Wanderbildes, den Beginn, Verlauf und den für uns Deutsche so glorreichen Schluß dieser Schlacht zu schildern, eine umfangreiche Litteratur ist darüber vorhanden. Ich führe nur an, daß ich das ganze Schlachtfeld, die historischen Orte Wörth, Fröschweiler, Elsaßhausen, Moorsbronn besuchte und die Denkmäler besichtigte, welche die überlebenden Kameraden und das deutsche Volk den Gefallenen weihte, die in der Jugendfrische ihr Leben dahingaben. Auch die Denkmäler des todesmutig kämpfenden Feindes suchte ich auf.

Es war ein trüber Gang und tiefe Wehmut beschlich das Herz bei dem Gedanken, daß auf dieser Stelle in wenigen Stunden über 20 000 ringende Männer ihr Herzblut vergossen haben.

Vor dem prachtvollen Standbilde des Kaiser Friedrich III., der damals als Kronprinz von Preußen die Schlacht leitete, hielt ich ehrfurchtsvoll lange still. — Nach und nach trat an die Stelle der Wehmut ein freudiges, erhebendes Gefühl, das Bewußtsein des großen Erfolges dieser Schlacht drang durch.

Hier auf dieser blutgetränkten, geweihten Erde, wo so viele deutsche Herzen freudig in den Opfertod für das Vaterland gingen, erhebt sich das Gemüt nicht allein zur dankbaren Bewunderung, sondern auch zu dem feierlichen Gelöbnis, festzuhalten und zu bewahren, was mit so teueren Opfern errungen wurde. Was Gewalt und List vor nahezu 200 Jahren dem zerrissenen, ohnmächtigen Vaterlande geraubt, das wird das starke, geeinigte, neuerstandene Reich mit fester Hand sich erhalten. Und wenn äußere und innere Feinde auch dagegen anstürmen mögen, diese Zuversicht wird uns nie verlassen, daß Fürst und Volk das Errungene als ein heiliges Vermächtnis für alle Zeiten erhalten werden. Die Nation, die ihre großen Männer und Helden mit Undankbarkeit lohnt, wäre des Unterganges wert und sicher.

Hier auf diese Stelle muß man verweisen, wenn Parteienwut und Haß die Glieder der Nation zu ihrer eigenen Zerfleischung aufstachelt.

Welchen großen Einfluß auf die gesamten weiteren Kriegserfolge dieser Sieg hatte, ergiebt sich aus der Betrachtung, daß der Feind von der Sauer weg bis hinter die Mosel in wilder Flucht zurückgeworfen und dadurch der Einschluß der intakten Armee des Marschall Bazaine in die Festung Metz und der Tag von Sedan vorbereitet wurde. Nur Gefangene überschritten den Rhein, und der übermütige Ruf „à Berlin“ verstummte.

Es war nicht allein körperliche Ermüdung, es war vorzugsweise seelische Ergriffenheit, die sich am liebsten in stilles Schweigen und Nachdenken einhüllt, — als ich das Schlachtfeld verließ, um noch das Dorf Lembach auf einem jener elsässischen hochbeinigen Einspänner zu erreichen, die den Namen „Bernerwägele“ führen.

Der Weg zieht an der Sauer durch ein meistens enges Thal, dessen Stille nun auch bald das Dampfroß unterbrechen wird.

Ein Tag in Spitzbergen.

Von Ludwig Fulda.

(N. Fr. Pr.)

Bergen, im Juli.

(Fortsetzung.)

Während in der übrigen Welt um jeden Fußbreit Erde blutig gestritten wird, hat nach dem Besitz dieser 1350 Quadratmeilen noch immer keine Nation Lust verspürt. Vor Jahr und Tag wurde einmal die Frage erörtert, ob es nicht ratsam erscheine, Norwegen die Oberhoheit über Spitzbergen zu übertragen. Ganz müßig ist diese Frage angesichts des wachsenden Verkehres durchaus nicht; denn schon bei der kleinsten Rechtsstreitigkeit würde der Mangel eines kompetenten Gerichtes unangenehm fühlbar werden. Aber die norwegische Regierung hat offenbar keine Eile, sich mit einem Ehrenamt zu belasten, das ihr weder politisch noch finanziell irgend eine Entschädigung für die aufzuwendenden Mühen und Kosten verspricht.

Um Mitternacht gingen wir ans Land. Erst als der Fuß den festen Boden betrat, wurde uns die Ferie zur Wirklichkeit. Die träumende Betrachtung der Wandel-Dekoration wich dem überwältigenden Gefühl eines großen Erlebnisses, und die Geschichte dieser entlegenen Erde zog in herzbeweglichen Bildern an uns vorüber.

Ja, auch Spitzbergen hat seine Geschichte. Nicht nur von prähistorischen Zeiten wissen seine Versteinerungen zu erzählen, von Zeiten, da hier ein gütiges Klima, ein reicheres Tierleben, eine üppige Vegetation geherrscht. Es weist auch bedeutungsvolle Bücher menschlicher Geschichte auf, obwohl hier noch nie ein Mensch das Licht der Welt erblickt hat und obwohl noch kein Eroberer dem eingeborenen Herrscher, dem Eisbären, seinen legitimen Besitz streitig machte. Die Heldenkämpfe galten ausschließlich der Bezwingung feindseliger Naturgewalten, und viele Tapfere sind auf diesem Felde der Ehre geblieben.

Man muß es dem Lande zugestehen: es hat von Anfang an aus seiner menschenfeindlichen Gesinnung kein Hehl gemacht. Schon gleich seinem Entdecker raubte es das Leben. Im Jahre 1596 wurde Spitzbergen von dem Holländer Kapitän Barents aufgefunden. Seine Expedition war unternommen worden, um einen nördlichen Seeweg nach China zu entdecken. Diese abenteuerliche Idee versetzt uns mitten in das Zeitalter der Conquistadoren. Die Nationen wetteiferten in Ländergier, in der Jagd nach exotischen Goldquellen. Barents aber fand den Weg durch eine Mauer von Eis versperrt, die noch schwerer zu überklettern war, als die chinesische. Die notgedrungene Ueberwinterung brachte ihm den Tod, während die Mehrzahl seiner Gefährten nach unsäglichen Leiden und Entbehrungen sich in die Heimat retten konnte.

Im 17. Jahrhundert erlebte dann Spitzbergen eine Art von Blütezeit. Seine Gewässer wimmelten von Walfischen. Der Fang war so gewinnreich, daß Holländer und Deutsche, Dänen und Franzosen einander hier die Vormachtstellung streitig zu machen suchten. Ganze Flotten ankerten in den Buchten; stadtähnliche Ansiedelungen waren während der Sommermonate von Handwerkern, Kaufleuten und Walfischfängern belebt. Der Höhepunkt dieser Entwicklung fällt in das Jahr 1697, fast genau ein Jahrhundert nach der Entdeckung. Damals wurden in einem einzigen Sommer von 188 holländischen Schiffen nicht weniger als 1950 Walfische gefangen. Man kann es den Walfischen nachfühlen, daß sie unter solchen Umständen den Aufenthalt in Spitzbergischen Gewässern nicht mehr für ersprießlich hielten. Sie ließen sich immer seltener hier blicken und gaben durch ihren Abzug dem Lande seine eisige Einsamkeit zurück.

Spitzbergen wurde im buchstäblichen Sinn das Gestade der Vergessenheit, bis, wieder fast genau ein Jahrhundert später, die dritte Periode seiner Geschichte begann. Im Jahre 1793 landete unter Führung des Kapitäns Phipps die erste wissenschaftliche Expedition. Auf das Zeitalter der Conquistadoren und der Großhändler war die Epoche der aufblühenden Naturforschung gefolgt.

Die zahlreichen Reisen, welche dann im Laufe des 19. Jahrhunderts teils Spitzbergen selbst zum Ziele hatten, teils von hier aus dem Nordpol zustrebten, sind allgemein bekannt. Die größten Verdienste um die Erforschung der Küste und des Binnenlandes hat sich wohl Nordenskjöld erworben. Nicht weniger als fünf Expeditionen nach Spitzbergen hat er geleitet, und während der letzten (1872 bis 1873) glückte ihm sogar das außerordentliche Wagnis, in der Mossal-Bai mit 67 Mann zu überwintern. Alle früheren Ueberwinterungen, auch eine gleichzeitig an einer anderen Stelle des Landes, hatten tragisch geendet. Noch im vorigen Jahr hat der furchtbare Winter Spitzbergens ein Opfer gefordert. Der Kapitän Andreas Holm aus Tromsö, der mit zwei Gefährten im Herbst 1895 aus den Trümmern seines Schiffes sich eine elende Hütte zimmerte, erlag am 7. April 1896 dem Skorbut.

Und auf diesem unwirtlichen Boden erging sich nun in heller Mitternacht eine fröhliche Reisegesellschaft, hinter sich ihr schwimmendes Luxushotel als sicheren Rückhalt, vor sich das einfache Touristenhaus, das genau dreihundert Jahre nach der Entdeckung eröffnet worden war. Und wer diese verwöhnten Kulturmenschen einzeln oder gruppenweise sich über das weite Plateau zerstreuen sah, der konnte nicht länger zweifeln, daß für Spitzbergen mit seinem vierten Säculum zugleich eine vierte Periode angebrochen ist. Die bestimmenden Elemente dieser neuen Zeit wollen nicht erobern, nicht Handel treiben, nicht forschen; sie wollen genießen.

Die ganze Bevölkerung, die wir vorfanden, bestand aus achtzehn Menschen und einigen frei herumlaufenden Hammeln. Die Menschen waren zum größten Teil norwegische Fischer und Jäger, sodann der Wirt und das Personal des Hotels und ein paar Touristen. Der Wirt ist Herr Bernt Bentsen, das bekannte dreizehnte Mitglied der Nansen'schen Expedition. In Tromsö wurde er als Letzter angeworben. Um halb 9 Uhr morgens fragte ihn Nansen

ob er mitkommen wolle; um 10 Uhr ging die „Fram“ in See. Ein Hotelier also, wie man ihn nicht alle Tage findet.

Den interessantesten Sommergast der Advent-Bai lernten wir jedoch in einem hoch aufgeschossenen, goldblonden jungen Mann kennen, der sich durch seine Baldurgestalt und sein gewinnendes Wesen sofort die Herzen aller Damen eroberte. Seiner Ausstaffierung nach konnte er für einen Walfischfänger gelten; aber aus der arktischen Hülle entpuppte sich ein harmloser Botanikus, Dr. Otto Ekstam aus Stockholm. Ekstam ist seit mehreren Jahren mit Untersuchungen über die Biologie der polaren Pflanzenwelt beschäftigt. Er hat zu diesem Zwecke schon zweimal längere Zeit auf Nowaja-Semlja gehaust. Die Romantik seiner Erscheinung wird aber erst durch die Thatsache vervollständigt, daß seine treue und heroische Mutter, Frau Anna Ekstam, ihm sowohl auf jenen früheren Reisen, als auch jetzt nach Spitzbergen gefolgt ist. Als Dritter im Bunde begleitet die Zwei ein prachtvoller, schwarzbrauner Samojedenhund. Mutter und Sohn bewohnen zusammen an ihrem jeweiligen Standort ein kleines Zelt, so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann. Reichliche Pelzdecken schützen sie gegen die Kälte; ein paar Kochgerätschaften, Bücher und eine große Pflanzenpresse bildeten den ganzen Hausrat; der Lebensunterhalt wird durch Jagd und Fischfang bestritten. Die frischen roten Wangen der Madame Robinson und ihres gelehrten Prachtjungen lassen jede Befürchtung schwinden, daß diese für unsere Begriffe etwas ungewöhnliche Art des Reisens ihrer Gesundheit Schaden bringen könne, und als Dr. Ekstam der Einladung unseres Kapitäns folgend, im prunkvollen Speisesaal der „Auguste Viktoria“ mit uns frühstückte, da waren etwaige neidische Regungen ganz gewiß nicht auf seiner Seite.

Außer dem Zelt der Familie Ekstam stand am Ufer noch das etwas geräumigere Zelt einer Stangen'schen Reisegesellschaft, die eben nach der fast zwei Grad nördlicheren Däneninsel, dem Standquartier Andree's, ausgeflogen war. Unser Schnelldampfer hätte den Weg dahin in einer kleinen Tagereise zurücklegen können; leider verbot die knappe Zeit und das feststehende Programm diese interessante Abschweifung. Da es auf Spitzbergen noch keinen Telegraphen giebt, so konnten wir über Andree nicht mehr erfahren, als was wir ohnehin schon wußten: daß Alles bereit sei, und daß der tollkühne Schwede beim Eintritte einigermaßen günstiger Windströmungen aufzusteigen gedenke. Wir ahnten aber nicht, was wir erst jetzt auf der Heimreise norwegischen Blättern entnehmen: daß dieses denkwürdige Ereignis infolge eines seltsamen Zufalles an demselben Tage sich vollzog, an welchem wir in der Advent-Bai verweilten!

Das Touristenhaus ist von der gleichen Gesellschaft, welche eine wöchentliche „Sportsroute“ Hammerfest-Spitzbergen eingerichtet hat, mit einem Kostenaufwande von 10 000 Kronen erbaut worden. Es besteht nach norwegischer Art ganz aus Holz. Das Innere macht einen überraschend freundlichen und peinlich sauberen Eindruck. Durch einen schmalen Flur, zu dessen beiden Seiten Bureau und Küche liegen, gelangt man in den hübschen, lustigen, nach außen mit einer offenen Veranda versehenen Speisesaal, von dort zu den Wohnräumen. Die elf schmalen Zimmer enthalten je ein Unter- und ein Oberbett, wie in einer Schiffskabine; es können also 22 Gäste beherbergt werden. Der Pensionspreis von zehn Kronen — für Wohnung und volle Verpflegung — ist bei der Schwierigkeit der Proviantierung gewiß nicht zu hoch gegriffen.

Die Unternehmung hat sich aber an all' diesem Fortschritt noch nicht genügen lassen. Als echte Kulturträgerin hat sie eingesehen, daß ein neu kolonisiertes Land vor allem auch eine Zeitung haben muß. Sie läßt also wöchentlich das nördlichste Blatt der Welt, die „Spitzbergen-Gazette“, erscheinen, die in mehreren Sprachen die anwesenden und abwesenden Freunde des Landes über alle wichtigen Vorkommnisse auf dem Laufenden erhält. Im Hotel giebt es natürlich auch schon illustrierte Postkarten, die neueste Modekrankheit, und sogar Spitzbergische Briefmarken — letztere allerdings nur eine hübsche Spielerei; denn außerhalb Spitzbergens haben sie keine Giltigkeit und innerhalb Spitzbergens keinen Wert. (Schluß. f.)

Verschiedenes.

Ueber die Lebensweise des Kaisers und seiner Umgebung auf der „Hohenzollern“ wird berichtet: Der Kaiser verkehrt mit den Herren seines Gefolges, als ob sie alle seines Gleichen wären. An Bord der Yacht nimmt er oft den Arm eines seiner Herren und spaziert in angenehmer Unterhaltung auf und ab. Er liebt heitere Gesellschaft und harmlose Vergnügungen. Während er auf einer Yachttour im Norden war, begab er sich oft mit seinem Gefolge nach einem abgelegenen Orte, und dann waren die Seemöven oft Zeugen davon, daß der Herrscher eines mächtigen Reiches und seine Begleiter sich die Schuhe und Strümpfe auszogen, um im seichten Wasser umherzuwaten und Steine die Oberfläche entlang zu werfen. Auch die Matrosen müssen zur Unterhaltung des hohen Herrn beitragen. Sie sind alle sorgsam ausgewählt und zeichnen sich nicht nur durch ihre allgemeinen Fähigkeiten und durch ihr gutes Betragen aus, sondern besitzen auch besondere Talente als Schauspieler und Kunststückmacher. Einige von ihnen sind gute Akrobaten und Jongleure, während ein anderer, als Mädchen verkleidet, sich durch seine humoristischen Gesänge großen Beifall erwirbt. Da der Kaiser selbst Sports aller Art liebt, so ermutigt er auch seine Leute dazu. Er veranstaltet oft unter seiner Mannschaft Wettläufe und Wettfahrten, und verteilt als Preise Medaillen, die eine passende Inschrift tragen. Der Kaiser nimmt an Allem, was seine Mannschaft angeht, großes Interesse; es ist daher kein Wunder, daß sie ihm höchst ergeben ist. Bestrafungen kommen recht selten vor. Der Kaiser spricht sehr oft mit seinen Leuten, während sie bei der Arbeit sind. Der Monarch kostet die Nahrung seiner Leute zur Mittagszeit. Oft kommt er in die Küche und überrascht den Koch, um zu sehen, daß seine Mannschaft gut beim Essen fährt. Wenn Bohnen auf dem Speisezettel angekündigt sind, wird immer ein Gericht davon für ihn aufgehoben, denn Bohnen sind des Kaisers Leibgericht. Sonntags leitet der Herrscher den Gottesdienst selbst. Er sagt die Gebete, liest aus der Bibel vor und verliest dann aus einem geschriebenen Buche eine von einem hohen Geistlichen verfaßte kurze Predigt. Nachdem die Leute ihre Dienstzeit vollendet haben, findet er für sie passende Anstellungen.

Humoristisches.

Zeitungshumor. Der „Fränkische Kourier“ (Nr. 361) schreibt: „Nürnberg, 17. Juli. Im Rathause ist bereits mit den vom Magistrate mit Rücksicht auf den Besuch des Kaisers beschlossenen Arbeiten an den Aborten 2c. begonnen worden.“ Wozu das? So genau wird der Kaiser sich schwerlich das Rathaus ansehen. — Das „Saarlouiser Journal“ (Nr. 159) berichtet: „Nach der „Tr. Ldsztg.“ sind als Pfarrer in Aussicht genommen die Herren Kapitäne Flohr (aus Saarlouis) in Remagen für Stershahn, Marx in St. Johann für Castellaun, Roschel in Bernkastel für Otzenhausen.“ Hoffentlich finden sich die alten Seebären in ihrem neuen Berufe zurecht. (Aus dem Briefkasten des Kladderadatsch.)

Kindlicher Wunsch. „Karl, sei recht artig, dann bringt Dir der Storch heute ein kleines Brüderchen und viel Chocolade und Spielsachen!“ — „Du, Papa, ich möchte aber das Brüderchen auch aus Chocolade!“

Aus der Instruktionsstunde. Sergeant: „. . . Ihr müßt nun nicht glauben, daß Ihr den Feind immer herankommen seht. Das hättet Ihr schon bei der letzten Nachtfelddienstübung lernen können. Da war es ja freilich noch nicht ganz finster — denn es war Frieden; aber im Kriege, wo es wirklich dunkel wird, ist das noch ganz anders!“ (Fl. Bl.)

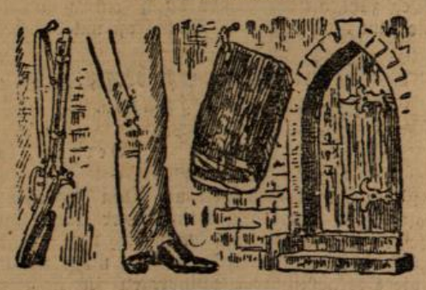
Litterarisches.

— Unter den empfehlenswerten Reisebüchern ist noch zu erwähnen: „Amthors Führer durch Tirol, nordwestlicher Teil bis zur Linie Kufstein-Franzenfeste, Vorarlberg, Algäu, Bayerisches Hochland und angrenzende Gebiete nebst den Eintrittsrouten der Schweiz.“ Leipzig, Amthors Verlagsbuchhandlung 1897. Der „Amthor“, der uns hier in achter Auflage vorliegt, ist im Laufe der Jahre schon vielen Tausenden von Touristen ein treuer, zuverlässiger und bewährter Führer gewesen und wird weiteren Tausenden auch in seiner neuen, mit größter Sorgfalt hergestellten Auflage in gleicher Weise dienen. Preis 4 M.

— Der „Fliegenden Blätter“ 106. Band (1897 erstes Semester) ist soeben in Leinwand gebunden erschienen. (Braun und Schneider, München.) Es hieße Wasser in den Rhein tragen, wollten wir zum Lobe der jedermann bekannten „Fliegenden“ noch irgend ein Wort sagen; allein wir möchten noch darauf aufmerksam machen, wie nett sich der handliche Halbjahrband ausnimmt, der in seinem sauberen schwarzen Gewand eine Zierde jeder Bibliothek bildet, eine Zierde schon insofern, als er dort nicht verstauben, sondern immer wieder hervorgeholt werden wird, um dem Besitzer die üble Laune, die ja niemand erspart bleibt, zu vertreiben.

[†] Bilderrätsel.

Nachdruck verboten.



Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.